Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 9

Artikel: Winterfeste im zürcherischen Weinland
Autor: Schwarz, F.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665427

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und traurig durch die Hallen der Burg, und jetzt erst dachte er an die holde Prinzessin, die ihm über seinem Vater ganz aus dem Gedächtnisse entfallen war. Wie er so herumirrte und nur an sie dachte, kam ein mit sechs Schimmeln bespannter Wagen dahergefahren; darin saß eine schöne Jungfrau, von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben. Der Graf ging mit seinen drei Söhnen der Unbekannten entgegen und hieß sie aufs freundlichste willkommen, als der Jüngste in ihr die schlafende Prinzessin erkannte und seine Freude nicht mehr mäßigen konnte. Er eilte auf sie zu und bot ihr seine Rechte. Sie aber erzählte dem Grafen, wie sie durch den Jüngsten gerettet worden und jetzt da sei, ihn als ihren Bräutigam abzuholen. Als dies der Jüngste hörte, nahm er von seinem Vater und den beschämten Brüdern sogleich Abschied, stieg mit seiner Braut in den Wagen und fuhr mit ihr ins Schloß zurück. Dort hielt er Hochzeit und lebte viele Jahre mit ihr recht glücklich und zufrieden.

*) Aus: Das verwunschene Schloß." Märchennovellen. Herausgegeben von Wilhelm Fronemann. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6807.

Wintermorgen.

Morgenglocken klingen fern herüber,
Und im Grau verdämmert leis die Nacht;
Blasser wird der Sterne Glanz, und trüber
Scheint die Lampe, die mit mir gewacht.

Und im Grau versinken alle Sorgen,
Die die Nacht zu Marterkronen flicht,
Wenn der Schlaf uns meidet. — In den Morgen
Steigt der Tag — das sieghaft heilige Licht!

Hanns Maßhardt, Florenz.

Winterfeste im zürcherischen Weinland.

Von F. W. Schwarz, Zürich.

In einem stillen, reben- und waldumkränzten Dörfchen des zürcherischen Weinlandes, nahe der thurgauischen Grenze, verbrachte ich meine Jugendzeit: sonnige, goldene Tage, deren Fortleuchten noch den gereiften Mann zu erwärmen vermag. Unsere Familie war neben der des Pfarrers und des Lehrers die einzige des Dorfes, die sich nicht mit Landwirtschaft beschäftigte. Und so kam es, daß mir die Winterzeit, die alle Glieder der Gemeinde an das Haus fesselte, größere Freuden und reichere Abwechslungen zu bieten vermochte, als der drückend heiße Sommer, der den Tag über Gassen und Winkel des Dorfes wie ausgestorben erscheinen ließ. Besonders zur Erntezeit, die alle meine Spielgenossen zur Arbeit ins Feld entführte, war ich meistens auf mich allein angewiesen. Im Winter aber folgte „Fest" auf „Fest", für die sich schon im Herbst eine stille Vorfreude regte. Zudem offenbarte sich dem kindlichen Gemüt zur Schneezeit die dörfliche Poesie weit stärker als zur schönen Jahreszeit. Der helle Gleichklang der Dreschflegel war mir Musik. Stundenlang konnte ich den gemächlichen Hantierungen der Bauern auf der Hofstatt folgen, und durch den dampfwarmen Stall und die dämmerige Scheune strich ich fast noch lieber als durch den weiten Wald. Und damals, im siebten Dezennium des letzten Jahrhunderts, will mir heute scheinen, war des Winters Regiment weit härter als jetzt. Denn wie so oft mußte den Jänner über der Pfadschlitten mehrmals mit einem Sechsergespann die Wege von Dorf zu Dorf öffnen, und konnten wir wochenlang ohne Unterbrechung den Schlitten die „Holzgasse" und den „Bühl" hinuntersausen und dabei unsern Warnruf „Wägis!" erschallen lassen. („Wägise" wurde auch das in eine Gabel auslaufende und von einem Mann bediente hintere Lenkstück bei Langholzfuhren genannt*). Schlittschuhe oder gar Faßdaubenskier kannten wir noch nicht. Wohl aber vergnügten wir uns recht lebhaft auf dem blanken Eis mit „Schliesen" (Schleifen), wozu die in Dorfnähe ziemlich zahlreich vorhandenen „Roosen" (an einem kleinen Wasserlauf angelegte viereckige, große Löcher, in deren stagnierende Flut im Herbst die Hanfpflanze zum Zwecke der Loslösung der Rindensubstanz getaucht wurde) die beste Gelegenheit boten. Wochenlang waren die „Pößli" (Gamaschen aus grobem Tuch, mit weißen Hornknöpfen) unser liebstes Kleidungsstück; wie bedauerten wir jeden Knaben, der derselben entbehren mußte. Und wochenlang flankierten

*) Möglicherweise steckt auch weg in der Bedeutung „aus dem Wege" in dem Ausruf. Red.

von den Planken des Pfadschlittens senkrecht geschnittene, meterhohe Schneemauern meinen Schulweg.

Aus diesen „schneeigen" Jugendtagen strahlen nun drei Sterne mit hellem Glanze ins Heute hinüber: Klaustag, Neujahr und Fastnacht. Die Festlichkeiten, die wir nach traditionellem Brauch an diesen drei Haupttagen begingen, seien in Nachstehendem skizziert.

Die erste Vorbereitungsnummer zu allen drei Anlässen bildete das Aufsuchen von Spielstuben, in denen die junge Welt, nach Alter und Geschlecht getrennt, ungestört schmausen und spielen konnte. Wir nannten diesen Teil der Feiern „Chläusle", „Bärchtele" und „Fasnächtele". Immer schaute man sich bei den Eltern der Altersgenossen nach einem solchen Vergnügungslokal um. Zumeist bildeten sich drei Kategorien: Alltagsschüler, Sekundar-, Repetier- und Singschüler und „Chnabe und Maitli" (Altersstufe zwischen der Konfirmation und dem zwanzigsten Jahre). Die letzte Kategorie hütete die einmal getroffene Wahl einer Spielstube als ein Geheimnis, um nicht am „Festabend" von der jungen Welt belauscht zu werden. Benutzte diese doch gar zu gerne eine Spiel- und Eßpause zu nächtlicher Streiferei durch die von keiner Laterne erhellten Gassen des Dorfes. Hierbei bildete das Aufstöbern des Schlupfwinkels der „Chnabe-n-und Maitli" einen besondern Reiz, der aber mit etwelcher Gefahr verbunden war. Zeitlebens ist mir eine Episode, die ich auf einem dieser nächtlichen Streifzüge erlebte, in lebhafter Erinnerung. In einem alten Bauernhause im „Bühl" hatten wir das „Lager" der „Großen" entdeckt. Die Fenster waren durch Bretterzugladen, die von der Stube aus an Stricken herabgelassen und hochgezogen werden konnten, fest verschlossen. Durch ein Astloch nur drang ein Lichtschimmer in die dunkle Winternacht heraus. Der Hausmauer entlang war eine exakt geschichtete „Schiterbig", die bis zu den Fensterrahmen hinaufreichte, aufgebaut. Nun wurde mir als flinkem Kletterer die Mission zuteil, den Holzstoß geräuschlos zu ersteigen und durch das Astloch die Vorgänge in der für uns geheimnisvollen Stube zu beobachten. Kaum hatte ich mit großer Vorsicht das Hindernis erstiegen und mit klopfendem Herzen an dem wettergebräunten, defekten Laden Posto gefaßt, so begannen die kleinen Holzkörper unter meinen Füßen zu weichen, und, wie von einer Flutwelle getragen, glitt ich mit den unter lautem Geprassel niederwärts fließenden Scheitchen in die Tiefe, um im Gestrüpp eines dichten Beerenbusches zu landen. Dank meiner Gelenkigkeit und meiner flinken Beine hoffte ich dem Rächerarm entfliehen zu können. Im Momente aber, wie ich um die Ecke einer nahen Scheune bog, wurde ich von zwei kräftigen Fäusten gepackt. Zwei andere derbe Hände verdeckten mir die Augen, und dann wurde mir ein weiter Krüschsack über den Kopf bis zu den Füßen herabgezogen und dort zugebunden. Und nun setzte für mich ein Martyrium ein, das mir den Zeitraum von fünf Minuten als eine volle Stunde erscheinen ließ. Wie verabredet, begannen meine Häscher, ohne ein Wort miteinander zu tauschen, um sich nicht zu verraten, mit der flachen Hand meinen Kopf zu bearbeiten. Dann spürte ich Fäuste und Schuhspitzen auf Bauch und Rücken tanzen und endlich wurde ich, wie ein beim Kegelspiel gefallener Kegel mehrmals tüchtig im Schnee herumgewälzt und schließlich mit unten geöffnetem Sack meinem Schicksal überlassen. Arg gedemütigt und an allen Teilen des Körpers einen dumpfen Schmerz verspürend, kehrte ich in unsere Spielstube zurück, wo ich als Held empfangen und gefeiert wurde. Den „Großen" schwuren wir bittere Rache. Ich aber hatte im Herzen das Gefühl, die harte Strafe verdient zu haben, und gelobte mir, fortan Wagemut und Klettergewandtheit für einen edlern Sport als für die nächtliche Belauschung der liebelnden Jungmannschaft aufzuwenden.

Den Höhepunkt der Festlichkeiten bildete der gemeinsame Schmaus, zu dem jeder in einem Leinensäcklein ein eigentliches Mustersortiment der zu Hause in Keller, Küche und Kamin aufgestapelten Herrlichkeiten herbeigebracht hatte. In hübsch gruppierten Häufchen wurde aber vorerst „Speise und Trank" jedes Lieferanten ausgelegt und nach Qualität und Quantität eingeschätzt. Alsdann setzte das Austauschgeschäft ein, und erst nach seiner, oftmals komplizierten Abwicklung konnte das Schmausgeschäft beginnen. Was hierbei alles an Früchten und Gebäck, Fleisch- und Wurstwaren, Wein und Most gekostet und verzehrt wurde, würde eine lange Speisekarte liefern. Gegen die Mitternachtsstunde mußte die erste und gegen die zweite Morgenstunde die zweite Kategorie aufbrechen, so verlangte es Tradition und gute Sitte. Die „Großen" aber hielten meistens bis zum ersten Morgendämmern aus.

Nahm der Abend an allen drei winterlichen Anlässen — Klaustag, Neujahrszeit und Fastnacht — den gleichen Verlauf, so paßte sich die eigentliche Feier, die dem Schmaus und Spiel voranging, ganz dem für den betreffenden Tag von der Überlieferung diktierten Brauche an.

Der Klaustag brachte uns Birnenweggen, Nüsse und neuen, hellen Most. Den Brauch, daß ein vermummter Klaus den Kleinsten unter lautem Gepolter seine Gaben bringt, kannte man bei uns nicht. Wohl aber versammelte sich auf das Betzeitläuten die männliche Schuljugend, mit Sack und Schelle bewehrt, auf der Dorfbachbrücke zum Beutezug durch das Dorf. Unter fortwährendem Schellen, Johlen und Pfeifen gings von Haus zu Haus, von Türe zu Türe, um eine bescheidene Klausgabe zu erbitten. Polternd und lärmend trieb der Schwarm durch den dunklen Hausflur in die matt erhellte Stube, setzte dort das Geklingel fort, bis ein Scherflein abfiel, nach dessen Empfang man mit kurzem Dank und Gruß weiterzog. Wir wußten aus alter Erfahrung so ziemlich genau, welche Gabe in jedem Haus zu erwarten war. Das Pfarrhaus spendete selbstgemachtes Gebäck. Im Wirtshaus fielen Kupfermünzen ab, die eigentlich für die fechtenden Handwerksburschen, die in jener Zeit noch täglich alle Türen fleißig abklopften, bestimmt waren. Die Mühle lieferte „Ölbrot", das aus den ausgepreßten Körnern des Mohns bereitet war und für uns, trotzdem es hart und trocken war, eine eigentliche Delikatesse bildete. Der Aspbauer warf uns die letzten, nicht mehr haltbaren Frühsommeräpfel zu. Der Lehrer rechnete auf jeden Kopf ein Fünfrappenstück. Der Bäcker schnitt einige harte Brotlaibe in Stücke. Die reiche Witwe schöpfte tief aus ihrem „Stücklitrog" (ein wagrecht liegender Kasten, in dem das Dörrobst aufbewahrt wurde). Ein Bauer im Bühl trat uns eine Kleinigkeit von seiner reichen Nußernte ab. Und alles wanderte in den Leinensack, um erst in der Spielstube sortiert zu werden. An gar manchem Ort aber blieb uns die Türe verschlossen, oder war der Hausvater „zufällig" abwesend, oder empfing man uns mit Scheltworten, die, wenn sie hätten Gestalt annehmen können, die Säcke rasch gefüllt hätten. Zu jener Zeit bildete der Besuch der Martini- und Klausmärkte für die Landbevölkerung noch ein gar wichtiges Ereignis. Und merkwürdigerweise vermochten uns die Veranstaltungen der nahen thurgauischen Hauptstadt weit stärker anzuziehen, als die Märkte unseres zürcherischen Bezirkshauptortes Winterthur. Denn in Frauenfeld war die Fülle der „künstlerischen Darbietungen" besonders groß, und aus einem großen Umkreis zog man dorthin, wollte man nicht etwas ganz Wichtiges versäumen.

Das Weihnachtsfest ging in unserm Dorfe recht still vorüber. Nur in zwei Familien, deren Mütter aus der Stadt stammten, brannte der Lichterbaum. Als Geschenke erhielten die Bauernkinder höchstens ein Kleidungsstück, meistens eine grobe Winterkappe oder eine gestrickte „Schlaufe" (Halsbinde). Wie wurde ich von meinen Gespanen um meine Weihnachtsschätze beneidet. Alljährlich wurde ich mit einem Buch — meistens eine von meiner feinsinnigen Mutter ausgewählte Jugendschriftennovität —, einem einfachen Spielzeug und mit „Chröli" (Backwerk aus der Stadt) bedacht. Das „Christkindli" kannte ich nur aus den Schilderungen meiner Eltern. Aber welch heiliger Schauer erfüllte mein Herz, wenn ich am zweiten Weihnachtsmorgen vor der Haustüre ein Fetzchen Tüll von Christkindlis Kleid und im Hofe ein Büschel Heu, das mein Vater dem „Christeseli" gestreut hatte, vorfand.

Die Neujahrstage gingen dann schon geräuschvoller vorüber. Am Silvestermorgen hallte schon von drei Uhr an das auch anderwärts bekannte „Silvesterkonzert" durch alle Teile des Dorfes. Die Quartiere, wo Kranke lagen, mieden wir. Vor den Gehöften aber, in denen nach unserer Meinung „Jugendfeinde" wohnten, ließen wir unsere Instrumente recht kräftig spielen, als Rache für „Ärger und Lieblosigkeit", die wir das Jahr hindurch beim Auflesen von gefallenen Früchten, beim Aufsuchen von Schlupfwinkeln in Scheune und Stall, bei der tollen Jagd durch Gärten und Felder oder beim „Süechle" (Nachlese im Weinberg) zu erdulden gehabt hatten. Damals bestand in der Schule noch die Sitte des „Helfens" (der Verabreichung von Neujahrsgeschenken). Das uns zu diesem Zwecke von den Eltern überlassene Geldstück wurde recht sorgfältig in ein glattes, weißes Stück Papier eingewickelt und dem Lehrer vor Beginn der Stunde unter Hersagen des Sprüchleins

„I weusch I au es guets neus Jahr
Und gueti Gsundheit und Gottessäge
Und daß er na mängs Jahr mögid erläbe"

dargereicht. Da konnte der Lehrer die große

Pädagogentugend Geduld nach Kräften üben. Denn bis jedes der fünfzig bis sechzig Kinder seinen Wunsch hergesagt hatte — wobei es seine Hand in diejenige des Lehrers legen mußte — verstrich eine gute Stunde. Und alle diese Papierbeutelchen verschwanden in der weiten Hosentasche des Empfängers, die zu unserem großen Ergötzen nach und nach stark anschwoll. Hernach erzählte uns der Lehrer eine schöne Geschichte aus dem „Bildungsfreund" der Sekundarschule, ließ uns einige Lieder singen, ohne dabei die vorkommenden Dissonanzen zu beanstanden und verteilte zum Schluß die hübschen Neujahrsjugendschriftchen aus der „Leutpriesterei" in Zürich, die in uns so viel Freude auszulösen vermochten, als wäre uns ein besonderes Glück zugefallen. Diese anspruchslosen Heftchen, deren Holzschnittbild auf dem farbigen, in der Farbe aber jedes Jahr wechselnden Umschlag schon das Kinderherz zu entzücken vermochte, fanden in jeder Familie einen Ehrenplatz neben dem „Vetter Jakob" und Zürcherkalender. Geschickte und ungeschickte Händchen bemalten Bilder und Vignetten mit leuchtenden Wasserfarben, und bis zur neuen Auflage der Heftchen war jedes „Kindergärtlein", jedes „Froh und Gut" und jeder „Kinderfreund" freundlich koloriert.

Der Neujahrstag galt in der Hauptsache dem „Neujahrs-Aweusche" (Anwünschen, Gratulieren) im Dorf. In jedem Hause wurden „Ankewegge" gebacken. Die Kinder erhielten meistens auch ihr Pfund Teig zugeteilt, aus dem verschiedenerlei kleines Gebäck — „Zöpfli", „Chränzli", „Schnäggli", „Spätzli", „Pfaffehüetli" u. dgl. mehr — geformt wurde. Zumeist wurde aber das weiche Material von den kleinen Händen so lange bearbeitet und umgeformt, bis der Teig in der Backofenhitze nicht mehr „aufzugehen" vermochte. Bei den bei Nachbarn und Verwandten, bei „Gotte" und „Götti" abgestatteten Neujahrsbesuchen wurde wieder das am Silvester in der Schule rezitierte Sprüchlein hergesagt. Immer fiel hierbei etwas Eßbares ab. Die Göttikinder erhielten außerdem ihre klingende Münze. Über die Neujahrstage stellten sich sodann regelmäßig einige fahrende „Neujahr-Aweuscher" (Gratulanten) — Erwachsene und Kinder — aus dem nahen Thurgau ein, um den wohlhabenden Familien des Dorfes in wohlgesetzter Rede oder in einem langen Sprüchlein zum Jahreswechsel zu gratulieren. Den Dank dafür trugen sie in Form von allerlei Viktualien in einem weiten Sack über die Kantonsgrenze fort.

Die Berchtoldstagfeier war eine Art ländlichen Karnevals. In groteskem Kostüm, das meistens aus einem über die Alltagskleider getragenen langen, groben Hemd, einer blutrot gemalten Maske und einer Zipfelmütze bestand, zogen derbe Burschen durch das Dorf und suchten den Kindern mit knallender Peitsche oder mit aufgeblasener „Säublattere" (das ist eine Schweinsblase) Angst und Schrecken einzujagen, was ihnen meistens auch recht gut gelang. Als kleiner Knabe hielt ich mich am Berchtoldstage aus Furcht vor den „Böggen" tief im Hause versteckt. Der Abend vereinigte die Jungmannschaft wie am Klaustag in einer Spielstube — diesmal „Bärchtelisstube" genannt —, wo wieder gespielt und geschmaust wurde. Die „Alten" aber saßen bis zum Morgengrauen im Wirtshaus fest und spielten um „Eierzöpfe" und „Eierkränze".

Das herrlichste von allen Winterfesten war die Fastnacht. Zwar führten wir keine bunten, lärmenden Maskeraden auf. Auch nicht ein „Bögg" zeigte sich an diesem Tage im Dorf. Wohl aber war es althergebrachte Sitte, daß des Winters Abschied das eine Jahr mit einem „Funken" (Fastnachtfeuer) und das andere Mal mit Feuerwerk gefeiert wurde. Die Organisation lag in den Händen der obern Primar-, der Sekundar- und Repetierschüler. An den beiden Samstagnachmittagen, die in den „Funkenjahren" der Fastnacht vorausgingen, galt es für uns, tüchtig zu arbeiten. Mit einem mit zwei kräftigen Ochsen bespannten großen Leiterwagen ging's von Haus zu Haus, um „Beiträge" für den „Funken" zu sammeln. Meistens brachten wir zwei stattliche Fuhren zusammen, die aus einem interessanten Gemisch von vielerlei Holzwerk bestanden. So reservierte uns der Krämer einige leere Ölfässer, die wir mit Sägespähnen aus der Mühle füllten und alsdann als Zündobjekte benutzten, und vom Bäcker durften die stärksten Knaben je einen „Arfel" (einen Arm voll) dürres Spältenholz forttragen. Die stärkste Last der Fuhren aber machten die Reiswellen aus, deren jedes Los wir rasch auf Quantität und Qualität einzuschätzen verstanden. Da sich seit Jahren die Märe von Klasse zu Klasse fortpflanzte, es hätten einmal die Knaben des Nachbardorfes aus Neid über unsern großen, schon am Fastnacht-Vorabend auf der Funkenstelle aufgeschichteten Holzstoß die-

Eine heikle Frage. Nach einem Gemälde von Hans Best.

sen in der Nacht angezündet und so nicht nur die junge Welt des Dorfes um die Fastnachtfreude gebracht, sondern auch die feuerwehrpflichtige Mannschaft aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckt, so hatte unsere Gemeinde die Gepflogenheit angenommen, das gesammelte Holz bis zum Fastnachtmorgen in einer gut verschließbaren Scheune unterzubringen. Jeden Tag mußte dann eine bestellte „Funkenwacht" Nachschau halten, ob Schloß und Riegel intakt geblieben und nicht gar Spuren eines „Holzmarders" zu bemerken seien. Jedes „Funkenjahr" lieferte uns die Gemeinde eine hohe, schlanke Tanne, den „Funkenbaum", den wir, nachdem seine Krone mit leicht brennbaren Reiswellen besteckt war, in einem metertiefen Schacht auf der „Funkenstelle" verstauten. Der Transport des vom Förster ausgewählten und gefällten Nadelbaumes durch den Hoch- und Niederwald und über Felder und Äcker bildete den herrlichsten Auftakt zum Feste. Erst im Laufe des Sonntags wurden unsere Holzvorräte per Achse zum „Funkenplatz" im Oberholz, der hoch über dem Dorf lag und von den Nachbargemeinden gut gesehen werden konnte, hinaufbefördert und in möglichst hohem Stoß um die Tanne herumgeschichtet. Nur Knaben, von denen wir wußten, daß sie ein breites Heufuder zu „laden" verstanden, durften diese Beigearbeit ausführen, denn die „Großen" sollten keine Veranlassung haben, uns der Unfähigkeit zu zeihen. Noch muß ich eines „Instrumentes" Erwähnung tun, ohne das unsere Fastnachtfreude nur halb gewesen wäre: der Kienfackel. Schon den Winter über herrschte ein reger Austausch in Kienholz — harziges Föhrenholz —, aus dem die Späne für die Fastnachtsfackeln geschnitzt werden konnten. Ein alter, vorn mit dem Beil glatt abgehackter, runder Reisigbesen bildete den Fackelstock, in den die Kienspäne gesteckt wurden. Um die Brenndauer dieses Leuchtkörpers zu verlängern, stopften wir die Zwischenräume zwischen den Spänen mit „Chuder" (Werg) aus und übergossen das Ganze mit Petrol. So entstanden langbrennende, aber recht schwere Fackeln, die mit beiden Armen geführt werden mußten. Aber erst, wenn der „Funken" hell brannte, durften die Handfeuer angesteckt werden, und im Gänsemarsch ging's dann durch Wiesen und Äcker und Weinberge hinaus ins Dunkel der Nacht. Die feurige Lohe des „Funkens" vermochte den „Funkenbaum" selbst nicht zu verzehren. Wenn die Glutmasse in sich zusammengesunken war, stand die Tanne noch aufrecht da. An ihrem stark verkohlten Fuß und in der Nadelkrone tanzten wohl einige Flämmchen fort. Nun galt es unter dem Beistand einiger handfester Männer den Baum sorgfältig zu fällen und nach altem Brauch in fröhlicher Fahrt ins Dorf hinunter zu schleifen, wo er möglichst geräuschlos vor das Haus einer armen Familie gelegt wurde.

In den Jahren, da das Feuerwerk an die Reihe kam, begannen wir zwei Wochen vor der Fastnacht mit dem Sammeln von Geldbeiträgen. Da die Spender aber erst in später Abendstunde zu Hause zu treffen waren, führten wir unsere Beutezüge in tiefer Nacht aus, und diese „dunkeln" Fahrten entbehrten nicht einer gewissen Romantik und zeitigten manchen losen Streich. Einmal, als wir ein großes Jauchefaß über einen steilen Hang in den gestauten Dorfbach hinunter rollen ließen, wäre uns die Fastnachtfreude beinahe gründlich verdorben worden. Denn niemand im Dorfe wollte seinen Beitrag leisten, ehe wir das Faß wieder an Ort und Stelle geschafft hätten. Neben dieser recht mühsamen Transportarbeit, die wir am hellichten Tag ausführen mußten, vermochten uns besonders die spöttischen Blicke und Reden der „Großen" arg zu deprimieren. Aber die Lehre war uns und den nachfolgenden Klassen recht heilsam. Am Herrenfastnachtsonntag (Sonntag Estomihi) — acht Tage vor unserer Bauernfastnacht (Sonntag Invocavit) — zog die Feuerwerkkommission hinüber nach Frauenfeld, um die Brenn- und Leuchtkörper einzukaufen. Das war für uns ein äußerst wichtiges Geschäft und wir beanspruchten die Geduld der Verkäuferin einen vollen Nachmittag hindurch. Als Wegzehrung wurden jedem „Einkäufer" 20 Rp. aus der Kasse zugesprochen, und daraus kauften wir uns eine Thurgauerwurst, zu der das eigene Brot trefflich mundete. Am Abend der Frauenfelder Reise wurden die Feuerwerkkörper unter die Kommissionsmitglieder verlost. Ein jeder durfte dann seinen Gewinn am Fastnachtabend nach genau festgelegtem Programm selbst abbrennen. Wählten wir als „Funkenplatz" stets einen hoch über dem Dorf gelegenen Hügel, so brannten wir das Feuerwerk im Kern des Dorfes ab. Der Feuerwerkplatz wurde stets mit einem Lattenzaun umfriedigt und mit Pfosten

und starken Latten besteckt, an denen die Sonnen, Feuerräder, Raketen und bengalischen Kerzen montiert wurden. Den Beginn des Feuerwerks selbst zeigte ein „Mordschlapf" (Explosion eines Sprengstoffes) an. Funkenfastnacht und Feuerwerkfastnacht schlossen, wie Klaustag und Berchtoldstag, mit Spiel und Schmaus (fasnächtele) in einer Spielstube, wobei die „Fasnachtchüechli" die Leckerbissen bildeten.

So vermochten uns einfache Feste die kurzen Wintertage zu erhellen und unsere Jugendtage mit Poesie zu erfüllen. Wenn jetzt der zum Manne gereifte Dorfknabe von den Wogen eines rauschenden Festes der Großstadt berührt wird, so vermögen die Fasern des Herzens bei weitem nicht so stark zu vibrieren, wie einstmals bei den schlichten Klaus-, Neujahr- und Fastnachtfeiern im stillen Rebendorf.

Aus Natur und Kultur.

Die künstlichen Nebel des Gaskriegs dienen heute friedlichen Zwecken. So hat man sie jetzt schon in Norwegen verwendet, um die Ernten vor Frost zu schützen, da die Gasdecke die jungen Pflanzen vor dem Erfrieren bewahrt.

Ein Künstler in Wasserbauten ist der nun schon bald aus Europa ausgerottete Biber. Nur noch an der Elbe ist er in Deutschland anzutreffen und wird dort als seltenes Naturdenkmal geschützt. Sein brauner Pelz, sein schmackhaftes Fleisch sowie das unter dem Namen Bibergeil in der Parfümerie gebrauchte Sekret zweier unter dem Schwanz liegender Drüsen, das waren die Dinge, die die Verfolgung des Bibers wertvoll erscheinen ließen, ganz abgesehen davon, daß er als Holzschädling auch als Feind des Waldes bekämpft wurde, denn er ernährt sich von Blättern und Baumrinde und versteht es, zu diesem Zwecke selbst sehr große Bäume zu fällen, indem er die Stämme am Grunde ringsherum annagt, bis sie umbrechen. Es ist erstaunlich, was so das knapp 1 Meter lange Tier zu leisten vermag. Und nun erst seine Bauten im Wasser! Im Ufer der Gewässer gräbt er sich seine Wohnhöhle, die durch unterirdische Gänge in das Wasser führt und oft umgeben ist von schwimmenden Reisighaufen, die er sich als Nahrungsvorrat zusammengeschleppt hat. Ganz besonders kunstvoll sind aber die als Biberburgen bezeichneten Wohnbauten, welche sich die Biber im oder am Wasser aus verflochtenem Gezweig und Reisig, Erde und Schilf erbauen. Aber sogar die Flußregulierung hat der Biber erfunden, längst ehe die Menschen sie erlernten. Als Wassertier hat er natürlich ein großes Interesse an dem Vorhandensein eines genügend hohen Wasserstandes, und sinkt dieser bei Trockenheit sehr stark, so wissen die Biber dies durch Anlage großer Dämme, die ebenfalls aus verflochtenem und mit Schlamm und Erde gedichteten Reisig hergestellt werden, aufzuhalten oder gar zu verhindern. Er ist also eines der interessantesten Naturdenkmäler der Biber.

Die Beeinflussung des Wetters durch den Mond wird allgemein angenommen. Der amerikanische Meteorologe Humphreys (Science News-Letter, 1927, März) lehnt sie ganz ab. Wie der Mond das Meer zu Gezeiten (Ebbe und Flut) veranlaßt, so könnte es ja wohl auch mit dem Luftmeer sein, aber das ist nur geringfügig. Der Mond könnte auch Wärme (von der Sonne) der Erde zustrahlen, zur Zeit des Vollmonds mehr als sonst, denn dann ist er der Sonne um 6000 Meilen näher als beim Neumond. Allein das gewöhnliche Thermometer zeigt den nur sehr geringen Wärmeunterschied nicht an. Der Volksglaube läßt den Mond auch wohl die Wolken vertreiben, allein dies hängt mit der Abkühlung der Luft nach Sonnenuntergang zusammen und findet auch ohne Mond statt, nur sieht man es ohne ihn nicht. Aber ändert sich das Wetter nicht oft beim Mondwechsel? Ja, aber oft auch nicht; im Übrigen: der Mond wechselt und das Wetter auch, und da kann es schon oft zusammenfallen.

Hungerzwetschen, auch „Narren" oder „Taschen" nennt das Volk stark verbildete Zwetschen, die sich als ganz krank erweisen. Die junge Frucht wird dabei zu einem fingerlangen, runzeligen, später weiß oder gelb bepuderten Gebilde, das innen hohl ist, weil der Steinkern mit dem Samen sich nicht entwickelt hat. Die Ursache ist ein „Schlauchpilz", der in dem Gewebe der jungen Frucht wucherte und sie in das abnorme Gebilde umwandelte. Früher glaubte man, die Krankheit sei durch Insektenstich veranlaßt, bis de Bary den Pilz nachwies. Dieser bewirkt auch, daß man der Krankheit nicht leicht beikommen kann. Das Pilzgewebe überwintert